

# PARADIGMA der KINDHEIT

MICHAEL DONHAUSER

## Edgar

Erzählung

Es gibt Bücher, bei denen blickt man durch ein Fenster in die Welt hinaus; und es gibt solche, bei denen man von draußen in ein privates Zimmer schaut. Bei Michael Donhauser betritt man durch die Tür ein Haus und steht mitten in der Welt. Aber nicht allein und verloren findet man sich, sondern in einer vertrauten Umgebung, mit vertrauten Gesichtern, Edgar und Georg, in einer vertrauten Zeit: im Lebensabschnitt von der Einschulung bis zur Reife.

Gemeint ist der erste "Roman" des gebürtigen Vaduzers (Jg. 1956), der soeben im Residenz Verlag erschienen ist. Donhauser wuchs in Liechtenstein auf und studierte in Wien Deutsch und Französisch, wo er als Schriftsteller und Maler, nach einem einjährigen Innsbruckaufenthalt, auch heute noch lebt. In seiner Erzählung "Edgar" sieht der Autor "eine Art Abschied", Abschied von einer Zeit des Sich-Fügens in eine Ordnung, die vorerst noch Raum gelassen hat für Spiel und Eifer und erwartete Wunder, später dann nur noch für das Erarbeiten von schulischen Erfolgen; von einer Zeit, die den Abschluß gefunden hat in den Jahren des einsamen - Erwachsenwerdens, in denen er zwar "nicht" sprechen, aber sehen "gelernt" hat. Und weil Donhauser die Kunst des Sehens beherrscht, verklärt er auch nichts.

Daß mit "Edgar" aber auch keine obsessive Aufarbeitung von Kindheitserlebnissen vorliegt, ist keine Überraschung für den, der Donhausers erste Buchveröffentlichung gelesen hat. Die 1986 in der "manuskripte Edition" des Grazer

Droschl Verlages erschienenen Prosagedichte "Der Holunder", impressionistische Stilübungen (positiv gemeint), noch etwas überzeichnet, ließen ein poetisches Buch erwarten. Daß "Edgar" aber mit einer von allen mimosenhaften Ausdrücken gereinigten Sprache gestaltet ist, die, umso schwieriger zu schreiben, je mehr sie den Leser fortträgt in die eigene Vergangenheit, sich niemals aufdrängt, einer Sprache, die, ohne Selbstzweck poetisch rein, an den richtigen Stellen von einer regionalen Färbung durchzogen wird und einen ganz individuellen Klang findet, kann nicht hoch genug geschätzt werden.

Donhausers Georg erzählt einfach, erzählt - von sich und von Edgar, seinem alter ego, von Verlassenheit und Vertrauen, von Verzagtheit und Übermut, von Beflissenheit und Improvisation, von Kinderfreundschaft und von Momenten, die ewig dauern hätten sollen. Kindheit ist die Zeit, in der alles wirkt: Religion, Märchen, Phantasie, Natur - "unter dem Baum hat es so stark geduftet wie sonst nur in der Kirche" - und besonders die Schule: "... seit dem Eintritt ins Gymnasium des Landes bin ich nicht mehr fertig geworden, ich habe immer zumindest noch Vokabeln zum Wiederholen gehabt". Kindheit ist aber auch die Zeit, die nachwirkt: "Noch heute ist mir oft, als warte Edgar draußen, als müßte ich jeden Moment aufspringen, alles liegenlassen und hinauslaufen", befreit.

Kaum etwas von dem fehlt, was das Kindsein ausmacht, keine Angst und

keine Wut; kein Lachen, kein Toben und auch keine Ohrfeige wird ausgelassen, kein Staunen und keine Traurigkeit vergessen. Was vordergründig Spiel ist, wird mit heiligem Ernst zelebriert, und beflissene Ernsthaftigkeit entpuppt sich als hohles Ritual. Man spürt den Druck der Erwachsenenwelt, um im nächsten Augenblick deren Entlarvung zu erleben. Sinn und Unsinn sind nur zwei Seiten von ein und demselben; das Kind sieht es von dieser, der Erwachsene von jener Position aus. Donhauser schreibt aber frei von jeglicher Wertung, und eine erstaunliche Leichtigkeit wirkt in und aus dem Erzählten: befreiende Gestaltung, gestaltende Befreiung - scheinbar mühelose Imagination im erlösenden Zauber eines projizierten Selbst, weit entfernt von Wehmut und Übertreibung.

Mit Edgar wird für den eher ängstlichen Georg alles Tun "heroisch", auch die kindliche Demut, allein nur noch Pflicht. Georg braucht solide Grundlagen, schnitzt sich Gewehr und Tomahawk, Edgar reichen zwei Holzprügel. Edgar, den Georg erst als Kranken "zum erstmal als ein Lebewesen begriffen" hat, "als etwas so Scheufremdes wie ein Reh", Edgar, der die Strafe immer, herausfordernd lachend, erträgt, die wie ein Damoklesschwert über Georg schwebt; Edgar, immer wieder Edgar, der "Sapperlot", der letztlich scheitert (?), scheitern "darf". Und Georg, der methodische Zweifler, der dann doch wieder allzu Leichtgläubige, Georg, der schließlich aufgehört hat zu spielen, er macht seinen Weg, wie es so schön heißt. Wir blicken mit ihm zurück und erinnern uns: an unseren Georg und unseren Edgar.

Ein wirklich schönes Buch.

Norbert Huber

Michael Donhauser, Edgar, Erzählung, Residenz Verlag, Salzburg 1987, ca. öS 168,-.

**Michael Donhauser: Edgar. Erzählung,  
Residenzverlag.**

Dem 31jährigen Liechtensteiner ist mit dieser (120 Seiten langen) Geschichte einer Kinderfreundschaft ein wunderbares Buch gelungen.

Der durch Aneinanderreihen vieler Episoden aus dem gemeinsamen Kinderleben des Ich-Erzählers und seines Cousins Edgar gewonnene Text (durchgehend im umgangssprachnahen Erzählperfekt geschrieben) wirkt voreinnehmend *erlebnisnah, einfach, wirklich*, und trotzdem kann man aus verschiedenen Passagen überraschend vielfältige Erkenntnisse ergattern.

Wenn von der als Lehrerin fungierenden Ordensschwester des Volksschülers Schrift „Zeile für Zeile gepeitscht“ wird, bis er „eine saubere Schrift gehabt“, er die „Zehn Gebote und die elf Gemeinden des Landes“ an den Fingern „heruntergesagt“ hat, er „das große Einmaleins wie Gesetzestafeln“ in seinem Kopf „herumgetragen“ hat und „die Mutter es immer wieder abgefragt hat, damit die Zahlen nicht verwitterten und unsichtbar würden“, wird offenbar, wie die abendländische Weltordnung, im Großen wie in lokalen Details, durch die Erziehung in den Kindern reproduziert wird.

Die das Sehen des Kindes imitierende Beobachtungsweise wirkt derart prägnant und fremdartig, daß sie durchaus als eine Meditation über das Erkennen der Welt gelesen werden kann.

Wenn der Erzähler nach nachmittaglangem Schlittenfahren von der Mutter „gerufen“ wird und mit „nur noch einmal“ antwortet, oder davon berichtet, mit welcher Aufmerksamkeit, Konzentration und Hingabe er gemeinsam mit dem zu dieser Zeit bettlägerigen Edgar Toast essend und Tee trinkend ein Buch mit Bildern von Dinosauriern durchmeditiert. Wenn er sich, am Badewannenrand stehend, im Geheimen, die Irokesenfrisur seines Bilderbuchindianeridols nachfrisiert, oder ihm, als er als Ministrant bei Prozessionen Kreuzträger war, die anderen Kinder auf die Fersen seiner schwarzen Schuhe „gestiegen sind“, damit, während er den Fuß in den Schuh „wieder hineinwürgen“ muß, das Kreuz wackelt und die gesamte Prozession ins „Stocken“ gerät; und vielem anderen mehr: Dann tauchen bei allen, die in unseren Breiten Kind gewesen sind, gemeinsame Erinnerungen wie Gespenster aus der Vergessenheit auf, wird damit so viel erzählt, was uns ausmacht.

Wenn bei einem Kinderspiel mit kleinen Plastikfiguren die Figuren von den spielenden Kindern wie Lebende betrachtet werden, oder „Befreien“ gespielt wird, wobei sich einer selbst fesselt, versteckt und dann sterbend und verletzt stellt und Beklemmung, Angst, Schmerz und die anschließende Befreiung

wirklich verspürt, wird einem plötzlich klar, welche magische Praktiken manche Kinderspiele sind.

Auch wird viel über das *existentielle Alleinsein*, Ausgestoßensein, wie einer als einzelner den Mächten der Natur und des Soziallebens gegenübergestellt ist, gesagt: Wenn z. Bsp. der Erzähler „mit einer Zähigkeit Gedichte gelernt“ hat, „die nur von der Hoffnung getragen gewesen ist, einmal alle Gedichte auswendig zu können und dann keines mehr lernen zu müssen“. Wenn er „immer in der Hoffnung gebetet“ hat, „einmal in den Himmel zu kommen“. Oder wenn er Angst hat, daß eine feindliche Kinderbande, die von seiner Mutter aufgesucht wird, um den an den Baum gefesselten Edgar zu befreien, „Edgar und Mutter eingraben“ und er „beide nie mehr sehen würde“. Ebenso bei allen möglichen Torturen, die ihnen von den Lehrern, und Edgar zusätzlich von seinem Vater, zugefügt wurden, wobei keiner dem Betroffenen helfen konnte.

Das Mittel gegen das Alleinsein ist die Liebe und Freundschaft, mit denen Kinder sich untereinander beizustehen wissen: wenn der Erzähler wochenlang seine Nachmittage beim Bett des oft kranken Edgar verbringt, ohne sich zu langweilen, oder Edgar ihm, dem Unsportlichen, bei den während den Sportstunden regelmäßigen Rangordnungskämpfen behilflich ist, und anderes.

Edgar und der Ich-Erzähler leben in der brüderlichen Kinderfreundschaft, die das Wirkliche aller philanthropischen Vereinigungssehnsüchte ist. Tatsächlich stehen die beiden in einer beinahe evangelischen Hingabe zueinander und trifft auf ihre Tage das marx'sche Wort von *morgens fischen gehen, mittags Gedichte schreiben, sich in die Wälder schwingen* . . . zu. (Fast alle haben wir dies als Kinder, im kleineren oder größeren Kreis, gekannt, es war *ein* (!) Bestandteil unseres Kinderlebens, haben es von den Erwachsenen ausgetrieben bekommen, um uns unser weiteres Leben, der eine offenbar, der andere versteckter, danach zurückzusehnen, und trotzdem teilweise mitzuhelfen, dies aus unseren eigenen Kindern zu verscheuchen).

So wird auch für Edgar und seinen Freund erstmals, im Alter von circa neun Jahren, eine abstrakte (entfremdete) Macht, nämlich die Drohung mit dem Oberlehrer (mit dem sie eigentlich nichts zu tun hatten), verbindlicher, (d. h. sie akzeptieren sie) als ihre direkte Macht des Stärkerseins beim Raufen jenem unsympathischen Mitschüler, wegen dem die Drohung ausgesprochen worden war, gegenüber.

Erst recht dann bei der Aufnahmeprüfung am Gymnasium, wo der Erzähler „Angst gehabt“ hat, das vorausgehende „Gebet nicht zu kennen und schon beim Beten durchzufallen“. Für etwas vollkommen Abstraktes, das Bestehen der Aufnahmeprüfung, die Schulbesuchsberechtigung für eine Schule, die er nicht kannte, hat er „um“ sein „Leben geschrie-

ben“ und sich „immer wieder“ „du wirst nicht fertig“ „denken gehört“ (nicht wie früher: sich gesagt). Er bestand die Aufnahmeprüfung und Edgar nicht, ihrer beider „Großmutter ist beleidigt gewesen“, „Edgar hat sich hintergangen gefühlt, er hat mir gratuliert, ich habe kein Wort herausgebracht. Es hat kein Wort gegeben, das nicht verlogen gewesen wäre, mein Erfolg hat mich beschämt.“ Sie waren in die Klassengesellschaft katapultiert worden.

Von nun an sitzt der Erzähler den größten Teil seiner Tage in der Schule, immer leise, immer unter Aufsicht. „Im Studiensaal habe ich oft den ganzen Nachmittag nur auf den Abend gewartet“. Vorher war im Text nie von Warten die Rede gewesen. Das europäische Erwachsensein heißt in großem Maße *Warten*.

Nunmehr sind seine Vergnügungen das versteckte Spiel mit seinem Geschlecht, auch ab und zu ein Bier, und die gelegentlichen Ausflüge zu Wiesen und Wäldern, die die Kinderheimat gewesen waren, kurz: ein richtiges Erwachsenenleben. Bei einem der Ausflüge erkennt der Erzähler daran, wie sich Edgar verhält, „daß er ihm fremd geworden ist, fremder als ein Mitschüler“, und es kommt nur noch manchmal vor, daß er ihn „wiedererkennt“.

Hatte er sich etwas weiter vorne im Text, einige Jahre zuvor im Geschehen, während des Schlittensfahrens noch gewünscht, „immer wieder mit Edgar hinaufstapfen“ zu können „und mit ihm die letzte Abfahrt zu besprechen“, also eine Fortsetzung dessen, was sie gerade getan hatten, so wünscht er sich jetzt für sie schon etwas, das nicht ist, wünscht sich zurück in die ehemalige Vertrautheit „ich habe mir gewünscht, mit Edgar in den Regenmänteln der beiden Straßenarbeiter zu stecken. Wir hätten Rinne für Rinne gereinigt und wären Werktag und Sonntag zusammengewesen, hätten Grüazi zu den Spaziergängern . . .“, und weitere *hätten* und *wären*.

Noch etwas später sind sie als schon fast richtige Erwachsene „machmal noch zusammen Ski gefahren, unsere Brüder, Edgar und ich“. Einmal trifft er Edgar betrunken und kotzend im Klo eines Gasthauses. Dieser Vorfall, der auf sie beide einige Jahre zuvor verbindend gewirkt hätte, wirkt nun nur trennend und abstoßend. Hin und wieder spielen sie noch zusammen Schach, hören Schallplatten oder sehen Zeitschriften durch, doch kommt es mehr auf die Art des Tuns an, als darauf, mit wem man es macht.

Donhausers herrliches Buch endet konsequenterweise mit „und ist unser letztes Spiel gewesen“.

Es gäbe noch viel darüber zu sagen und viele sehr schöne Stellen zu zitieren. Aber besser, Sie lesen das Buch selbst; es zahlt sich aus.

Winfried Gindl

**Thomas Rieger: Sehversuche. Gedichte,  
Verlag Klub österreichischer Literaturfreunde  
und Autoren.**

Lyrik ist die sparsamste Disziplin der Literatur. Füllworte wirken wie überflüssige Szenen, die die Cutterin aus dem Film herauszuschneiden vergessen hat. Bilder werden intuitiv verstanden — oder gar nicht. Abstrakta sind Kopfwehtableten, die den Schmerz darüber lindern sollen, daß der Dichter das Allgemeine nicht individuell zu repräsentieren vermocht hat.

Thomas Rieger, zweifacher Gewinner des Wiener Lyrikpreises, ist ein sparsamer Versierer, der den Leser zum Mitdenken und Mitfühlen, zu gemeinsamen „Sehversuchen“ eben, einlädt.

wer heute schreibt  
hat hoffnung  
wer liest  
beweist

Seine Gedichte sind teils Momentaufnahmen von Gefühlen, die ansonsten unverdichtet, unaufgenommen blieben, teils Epigramme, in denen er mit dem Abstrakten spielt.

seit  
GESTERN  
bin ich  
GRENZENLOS  
glücklich  
bis  
MORGEN

Die gängige, plattgeschwatzte Sprache einer Zeit, die das Erlebte fast ausschließlich über Medien vermittelt, wird von Thomas Rieger in ihrer Leere bloßgestellt, mit durchaus gutmütigem Humor. Das Zitat gerät zur Satire gegen sich selbst, wie in dem Gedicht „Luftschloß“, das wiederum aus sprachlichem Fertigteilmaterial gezimmert ist:

ich wohne in einem luftschloß  
ich arbeite in einem luftschloß  
ich habe eine traumfrau  
ein traumauto  
und verbringe einen traumurlaub  
ich habe nur eine bitte:  
weckt mich nicht auf

Namen bezeichnen Begriffe von Unbegreifbarem. Vom herrlichen Chaos der Lebendigen wird in einer ironischen Abwandlung von Leonardos „per la via di levare“ soviel abgezogen, daß nur noch ein Bit Information übrigbleibt, das im Computerausdruck nicht mehr auffällt:

mariechen  
bildhübschblondes haar  
märchenhaftblaue augen